

TORKIL DAMHAUG

DER KREIS ALLER SÜNDEN Thriller

Aus dem Norwegischen von
Knut Krüger

KNAUR 

Die norwegische Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel »En femte årstid« bei Cappelen Damm, Oslo.

Diese Übersetzung wurde von NORLA, Oslo, gefördert.
Der Verlag bedankt sich dafür.

NORLA
NORWEGIAN LITERATURE ABROAD

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Deutsche Erstausgabe September 2019
© 2016 CAPPELEN DAMM AS
© 2019 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Friederike Arnold
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Coverabbildung: © Valentino Sani
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-426-52411-4

2 4 5 3 1

Für Bente Damhaug (1952-2014)

25. Juni 1978

Der General saß in gespannter Erwartung hoch oben auf der Tribüne.

Diejenigen, die in die Schlacht ziehen sollten, standen unten auf dem Rasen. Einige blickten zu ihm hinauf, andere hatten den Blick gesenkt.

Der General trug einen dunklen Anzug, darunter ein weißes Hemd und eine blaue Krawatte. Sein Gesicht so unbeweglich, als trüge er seine Uniform. Der Mund war unter dem buschigen schwarzen Schnurrbart verborgen, die Augen groß und dunkel und ein wenig geschwollen, als plagten ihn Sorgen, oder als hätte er seit Tagen schlecht geschlafen.

»Wenn sie gewinnen ...«, sagte Rafael Munoz und strich sich mit seiner ölverschmierten Hand durch die dünnen Haare. »Wenn die Banditen gewinnen, wird ihnen der General den Pokal überreichen.«

»Wen interessiert das schon?«

Die Nationalhymnen waren beendet. Rafael Munoz hielt es nicht mehr länger auf seiner Kiste aus, als könne er den Gedanken, was geschehen würde, wenn die Banditen gewannen, nur im Stehen nachgehen.

»Das verstehst du nicht«, entgegnete er in seinem gebrochenen Norwegisch. »Wenn er ihnen den Pokal überreicht, werden ihm alle zujubeln, auf der ganzen Welt. Und was er getan hat, werden alle vergessen. Er hat so viel Blut an den Händen.«

»Davon sehe ich nichts.«

»Du kapiert wirklich gar nichts.«

Rafael Munoz ging zum Asphaltbehälter und wandte sich an den Zigeuner. »Du verstehst doch wohl, was hier gespielt wird. Der Verbrecher wäscht seine Hände in Unschuld, und die ganze Welt schaut zu.«

Der Zigeuner lächelte, sagte jedoch kein Wort. So machte er es seit Jahren, er schwieg und lächelte.

»Komm her und setz dich hin, Rafael«, sagte Johnny Lindbekk.

»Alle wissen, dass der General ein Verbrecher ist. Aber jetzt geht's um Fußball.«

Sie hatten einen kleinen Fernseher auf ein paar Paletten gestellt. Das Bild war ziemlich grobkörnig, doch die Spieler auf dem viel zu grünen Rasen waren deutlich zu erkennen. Die Kamera zoomte ein weiteres Mal den General in Schlips und Kragen heran.

»Was schmiert der sich bloß in die Haare?«, fragte Bergmann.

»Bestimmt Schuhcreme«, mutmaßte er selbst mit einem Grinsen, da offenbar keiner der anderen Lust hatte, darüber zu spekulieren, mit was der General seine schwarz glänzenden Haare einölte. »Shoe polish«, fügte er hinzu, weil die Pointe so gut war, dass er sie getrost vor einem internationalen Publikum wiederholen konnte.

Johnny Lindbekk zwang sich zu einem verhaltenen Lächeln.

»Mach dir mal keine Sorgen wegen des Pokals, Rafael. Die Holländer werden bestimmt gewinnen, und die ganze Welt wird sehen, wie blöd der Juntaboss dann aus der Wäsche schaut.«

»Kann schon sein«, murmelte Rafael Munoz und setzte sich wieder hin.

»Die Gauchos hätten nie und nimmer ins Finale kommen dürfen«, ereiferte sich Bergmann. »Die haben die Peruaner bestochen, damit sie sechs Tore von ihnen kassieren.«

»Guchos?« Rafael Munoz sprang so heftig auf, dass die Kiste umkippte. »Wer ist hier ein Gaucho?«

Obwohl er einen Kopf kleiner als Bergmann war, konnte er jeden Moment explodieren. Eine tickende Zeitbombe.

Bergmann hob die Hände. »Ist ja gut«, sagte er mit einem beschwichtigenden Lächeln. »Du bist doch gar nicht gemeint. Ich dachte, du hasst die Argentinier.«

Rafael Munoz drehte ihm abrupt den Rücken zu und machte sich an der Fernsehantenne zu schaffen.

»Das bringt doch nix!«, rief Bergmann. »Du machst mich nur nervös mit deinem Gefummel!«

Murmelnd fügte er hinzu: »Der Typ sollte lieber mal seinen Verstand einschalten ...«

Er griff nach unten, holte eine Flasche mit durchsichtigem Inhalt

hervor, zog den Korken heraus und nahm einen kräftigen Schluck. »Der Gaucho sollte sich auch mal einen Schluck gönnen, ehe hier noch was passiert«, sagte er mit gedämpfter Stimme und gab die Flasche an Johnny Lindbekk weiter.

Lindbekk nippte an dem selbst gebrannten Schnaps. Er trank nie viel, schon gar nicht, wenn er für die Arbeitsschicht verantwortlich war. Außerdem wartete zu Hause jemand auf ihn, der wieder mit dem Trinken angefangen hatte.

Nuggerud kam von der Mischanlage zu ihnen nach unten.

»Der Mixer ist voll«, verkündete er zufrieden. »Wir können den ersten Durchgang starten.«

»Nein, wir stoppen die Maschine«, entschied Johnny Lindbekk.

»Die anderen Jungs wollen auch das Spiel sehen.«

»Hier, Rafael.« Er gab ihm die Flasche. Ein kräftiger Schluck aus der Pulle konnte den Chilenen tatsächlich beruhigen, das hatte er früher schon erlebt. Aus dem Kerl wurde man wirklich nicht schlau. Manchmal sprach er während der gesamten Schicht kein einziges Wort. An anderen Tagen fuhr er wegen jeder Kleinigkeit aus der Haut, so wie jetzt. Natürlich wussten sie, dass es dafür Gründe gab. Und so tolerierten sie sein Benehmen, das sie anderen nicht hätten durchgehen lassen. Rafael Munoz hatte in seinem Heimatland im Gefängnis gesessen. War ein hohes Tier in der Gewerkschaft gewesen. War entsetzlich gefoltert worden. Soweit sie verstanden hatten. Er habe niemals jemanden verpfeifen, sagte er. Die norwegische Botschaft hatte ihm bei seiner Flucht geholfen. Jetzt befand er sich auf der anderen Seite des Planeten in Hammerdal und produzierte Dachpappe, die in die ganze Welt, vielleicht auch in sein Heimatland, exportiert wurde. Obwohl die Auftragsbücher nicht gerade gut gefüllt waren.

Johnny Lindbekk ging zu den Presswalzen hinüber. WM-Finale hin oder her, sie konnten ja nicht für Stunden den Betrieb einstellen. Sie arbeiteten im Akkord, bekamen jede Rolle Dachpappe bezahlt, die sie fertigstellten, und es wäre ein teures Vergnügen, vor dem Fernseher zu hocken und Fußball zu gucken. Doch eine Dreiviertelstunde konnten sie sich schon gönnen. Dann produzierten sie eben ein

paar Rollen in der Pause und machten nach dem Spiel mit Volldampf bis in die Nacht weiter.

»Komm und setz dich ein bisschen zu uns«, sagte er zum Zigeuner, wusste jedoch, dass dieser das Angebot nicht annehmen würde. Der Zigeuner interessierte sich nicht für Fußball. Nur für seine Erlösung. Früher war es der Alkohol gewesen, jetzt der Glaube. Und die Familie. Jedenfalls hatte er fünf Kinder, und im Bauch seiner Frau wuchs schon das sechste heran. Angeblich wohnten sie in einer Hütte mit zwei Räumen. Und vielleicht wurde er deshalb auch als Zigeuner bezeichnet, denn über seine Familie wussten sie so gut wie nichts.

»Und das Spiel läuft!«, verkündete Bergmann mit Kommentatorenstimme, worauf Lindbekk zur Sitzgruppe zurückkehrte, die aus leeren Holzkisten bestand. Als Betriebsobmann hätte er sich am Abend des WM-Finales freinehmen können, sprang jedoch ein, nachdem einer der Arbeiter krank geworden war. Viele waren an diesem Abend krank geworden und schafften es mit Mühe und Not, zu Hause vor dem Fernseher zu sitzen.

Und das Spiel rechtfertigte die Krankmeldungen voll und ganz. Als Argentinien in Führung ging und sich das Gesicht des Generals auf der Tribüne zu einem breiten Lächeln verzog, musste Johnny Lindbekk Rafael Munoz beruhigen. Er ließ ihn einen kräftigen Schluck trinken, behielt den Flüssigkeitspegel der Flasche aber genau im Auge. Die Fabrik war ein Ort für standfeste Männer – im buchstäblichen Sinn. Ab und zu kam es vor, dass einer von ihnen auf die »Brücke« musste, wie einer der alten Jungs den Absatz entlang des Asphaltbehälters getauft hatte, von wo aus sie Papprollen wieder herausfischten. Sie hatten die Geschäftsleitung gebeten, ein höheres Geländer anzubringen, aber dazu war derzeit kein Geld vorhanden.

Als die Niederländer ausglich, riss Bergmann so enthusiastisch seine Arme nach oben, dass ein Bierregen auf seine Kollegen niederging.

»Was hab ich gesagt!«, brüllte er. »Oder etwa nicht, Johnny? Die Holländer machen die Gauchos platt. Da kann der General auch

nichts dran ändern.« Er guckte zum Chilenen hinüber. »Hey, Raffa, freust du dich nicht?« Rafael Munoz trank einen weiteren Schluck. »Heute ist dein Glückstag. An den wirst du dich dein ganzes Leben lang erinnern.«

Damit hatte er recht.

Nicht nur Rafael Munoz, auch er selbst und Johnny Lindbekk würden diesen Tag, den 25. Juni 1978, ihr Leben lang im Gedächtnis behalten. Aber nicht wegen des WM-Finales, obwohl es sich zu einem der besten Endspiele aller Zeiten entwickeln sollte – samt der unvergesslichen Szene, die sich nach vierzehn Sekunden der Nachspielzeit ereignete. Zu diesem Zeitpunkt stand es immer noch unentschieden. Der Schiedsrichter hat die Pfeife bereits im Mund, um das Spiel abzufeuern. Da ist Rensenbrink nach einem langen Pass plötzlich frei im Strafraum, spitzelt den Ball am argentinischen Keeper vorbei, doch der Ball prallt gegen den Pfosten statt ins leere Tor. Alle schreien auf: die über siebzigtausend im Stadion, fast eine Milliarde Fernsehzuschauer und vier Arbeiter einer Fabrik in Hammerdal.

In diesem Moment hätte alles zu Ende sein können. In diesem Moment hätte alles einen anderen Verlauf nehmen können.

Rafael Munoz stieß eine lange Tirade auf Spanisch aus. »Un centímetro«, wiederholte er ein ums andere Mal, als der Pfiff des Schiedsrichters ertönte.

»Putá madre«, murmelte er düster. Und als die erste Halbzeit der Verlängerung angepfiffen wurde: »Am Ende wird der General jubeln. Dieser Tag ist verflucht.«

Der nächste argentinische Treffer bestätigte seine Voraussage. Und als der dritte folgte, sprang Rafael Munoz auf und trat gegen die Holzkiste, auf der er gesessen hatte, sodass sie fast gegen die Garderobentür krachte.

»Das will ich mir nicht ansehen!«

»Okay, wir machen weiter«, sagte Johnny Lindbekk und schickte Nuggerud los.

»Pappe gerissen«, meldete Nuggerud, als er an der Hebebühne vorbeiging und auf der Treppe zur Mischanlage verschwand.

Johnny Lindbekk drehte sich zu Bergmann um und nahm ihm die halb leere Flasche aus der Hand.

»Genug für heute.«

Sein Kollege krümmte sich ein wenig nach vorne, wie er es immer tat, wenn er zu viel getrunken hatte.

»Rafael, geh mit dem Zigeuner auf die Brücke und kontrollier die Pappe«, befahl Lindbekk. »Jetzt müssen wir richtig Gas geben.«

»Ich bin nicht dein Sklave«, gab Rafael Munoz zurück, und es folgte eine weitere Tirade auf Spanisch. Irgendetwas von Mördern und Faschisten. Schwer zu sagen, wen er damit meinte. Er verschwand nach draußen und knallte die Tür hinter sich zu.

Bergmann wollte ihm nachsetzen, doch Johnny Lindbekk hielt ihn zurück. »Lass ihn. Er wird bald wieder da sein.«

Er hatte schon einige Wutausbrüche von Rafael Munoz erlebt. War ihm in den Umkleideraum gefolgt, wohin der Chilene sich dann immer verzog und die Wand anglotzte. Mehrere Minuten konnte das dauern. Oder eine volle Stunde. Doch er war stets zurückgekehrt.

»Guck auf der Brücke, ob alles in Ordnung ist!«, rief er dem Zigeuner zu, ehe er sich daranmachte, die Presswalzen wieder in Gang zu setzen.

Der Zigeuner warf ihm einen fragenden Blick zu. »Wir müssen aber zu zweit da oben sein.«

Womit er zweifellos recht hatte. Der Behälter mit dem kochenden Asphalt befand sich in drei Metern Tiefe. Nach dem letzten Treffen mit Direktor Meyer hatte der Vorarbeiter das Thema zur Sprache gebracht. Es ging um die Sicherheitsvorkehrungen. Von nun an sollte ein Arbeiter zur Absicherung stets einen Kollegen bei sich haben. Bis das neue Gelände angebracht werden würde. Irgendwann im nächsten Jahrhundert.

Johnny Lindbekk überlegte, ob er Rafael Munoz holen sollte. Bergmann war nicht mehr sicher genug auf den Beinen, um die Brücke zu betreten. Fertige Rollen zu verpacken und zu stapeln, war in seinem Zustand schon schwer genug.

»Ich muss den Kühlschlauch kontrollieren, du musst also diesmal

allein nach oben gehen«, entschied Johnny Lindbekk, und der Zigeuner gehörte nicht zu jenen, die in solch einem Fall protestiert hätten.

25. Juni 1978. Ein kalter Winternachmittag in Buenos Aires. Der Sommerabend in Hammerdal – draußen vor den kleinen Fenstern unmittelbar unter der Decke der im Untergeschoss liegenden Produktionshalle war es hell und warm.

Johnny Lindbekk ging zu den Presswalzen und kontrollierte den Kühlschlauch. Er gab dem Zigeuner ein Zeichen, der sich nach vorne beugte und mit zwei Stöcken im großen Behälter mit kochendem Asphalt stocherte. Offenbar bekam er das lose Ende der Papprolle nicht zu fassen.

»Ganz ruhig, da oben.« Johnny Lindbekk blieb stehen und betrachtete die dampfende Flüssigkeit. In so etwas werden Heiden und Sünder nach ihrem Tod geworfen, dachte er schaudernd. Doch um das Seelenheil des Zigeuners musste er sich ja keine Sorgen machen. Der hatte trotz allem vorgesorgt, damit er nicht dereinst in der Hölle landete.

Er zuckte zusammen, starrte nach oben.

»Nicht so weit an die Kante!«, rief er, doch sein Ruf verfehlte die Wirkung. Die Brücke war offenbar ein bisschen rutschig geworden, und ein Mann, der ausrutscht, kann durch einen Ruf nicht zurückgehalten werden. Der Zigeuner ließ die Stöcke los, schwankte an der Kante vor und zurück und ruderte mit den Armen, als wäre er ein Turmspringer, der es sich im letzten Moment anders überlegt hatte. Das passiert nicht, schoss es Johnny Lindbekk durch den Kopf, ehe er im Eiltempo die Leiter hinaufkletterte und mit einem Brüllen, das den Lärm der Maschine übertönte, auf die Brücke sprang.

TEIL I

**Ich bin Ann
Version 21.2.1**

Ich werde sterben.

Ich gehe den Pfad am Fluss entlang und weiß, wie es geschehen wird.

Wie kannst du das wissen?

Ich habe es schon immer gewusst. Seit ich vier oder fünf Jahre alt war. Damals hatte ich die ersten Anfälle. Sie nannten es falschen Krupp. Echter Krupp ist schlimmer, aber den gibt es fast nicht mehr. Wenn du falschen Krupp hast, schnürt sich deine Kehle zu, und du kriegst keine Luft mehr. Große Hände quetschen deinen Hals zusammen.

So begann der erste Anfall. Ich habe geschlafen und geträumt, dass ich auf einer Schaukel sitze. Dann wurde mein Hals zusammengesnürt, und ich konnte nicht mehr atmen. Die Dunkelheit kriecht in mein Kinderzimmer hinein und ergreift von mir Besitz. Ich stehe auf und gehe zu Mama und Papa. Ja, es stimmt, ich *gehe*, denn plötzlich fühle ich mich vollkommen ruhig. Es kann nichts Schlimmeres passieren, als dass ich sterbe und verschwinde.

Papa, ich sterbe, sage ich mit der wenigen Luft, die ich noch habe. Er hebt mich hoch. So wird es sein, wenn ich sterbe. Ich werde hoch in die Luft gehoben.

Aber das mit dem falschen Krupp ist doch schon über zehn Jahre her. Und jetzt gehst du am Fluss entlang.

Das mache ich jeden Sommer, da ist es hell, egal, wie spät es ist.
Jetzt ist kein Sommer.

Es ist November. Auf der anderen Seite des Flusses kann man die Umrise der Fabrik erahnen. Sie zeichnen sich ab und lösen sich wieder auf, wie ein Schloss in einem Märchenfilm. Die Mauern sind aus rotem Backstein. Doch wenn es so dunkel ist wie jetzt, sehen sie schwarz aus.

Ich hätte den Gehweg nehmen können, der an der Hauptstraße entlangführt. Eigentlich hätte ich längst zu Hause sein sollen. Am Fluss entlang geht's zehn Minuten schneller. Nicht, dass Mama

das merken würde. Sie fragt nie, warum ich zu spät komme. Sie erinnert sich auch nicht, wann wir verabredet sind. Manchmal ruft sie an, aber der Akku von meinem Handy ist leer.

Es ist November, es ist dunkel, und du bist auf dem Heimweg.

Ich mag den Herbst, allein in der Dunkelheit unterwegs zu sein. Die Dunkelheit umhüllt mich wie eine Decke, in der ich mich verstecken kann. Manchmal schließt sie sich etwas zu eng um mich, dann kriege ich Atemprobleme, als hätte ich wieder falschen Krupp.

Der Turm der Fabrik ragt in den dunkelgrauen Himmel. Ein Finger, der senkrecht nach oben zeigt, sagt Papa immer, aber auch er weiß nicht, auf was er uns aufmerksam machen will. Vielleicht auf die Dunkelheit. Oder das Nichts.

Ich komme zur Fußgängerbrücke, die zum Fabrikgelände hinüberführt. Diesen Weg nahmen früher die Arbeiter von den Baracken, die unten entlang des Flusses errichtet worden waren.

Ich sollte doch lieber umkehren und an der Hauptstraße entlanggehen. Sie ist nur ein paar Minuten entfernt.

Hast du vielleicht Angst?

Glaub nicht. Aber die Luft hier erschwert mir das Atmen.

Du drehst also um?

An der Brücke bleibe ich stehen. Dort ist ein Tor mit einem Betreten-verboten-Schild. Wahrscheinlich gab es das Schild schon, bevor die Fabrik geschlossen wurde. Ich hab Fotos in einem alten Buch von Papa gesehen. Den Rauch aus dem Schornstein. Die Arbeiter, die draußen auf der Rampe saßen, auch von ihnen stieg Rauch auf.

Ich rüttle am Tor. Die rostigen Ketten rasseln. Ich sehe schon vor mir, wie ich über das Tor klettere, die Brücke überquere und auf der anderen Seite im Dunst verschwinde. Ich probiere oft Dinge aus, vor denen ich mich fürchte. Zum Beispiel an diesem dunklen Herbstabend am Fluss entlangzugehen. Wenn ich nach Hause komme, werde ich Mama davon erzählen. Im Dunklen am Fluss entlangzugehen, ist überhaupt nicht gefährlich. Vielleicht hat dann auch Mama weniger Angst, wenn sie weiß, dass ich mich nicht fürchte.

Und während ich das denke, höre ich es.

Was hörst du?

Einen Schrei. Er kommt vom Fabrikgelände. Es ist ein seltsames Geräusch, als wenn man sich selbst die Ohren zuhält und einen Schrei ausstößt.

Es klingt wie dein eigener Schrei?

Am Anfang schon. Aber dann wird er leiser, klingt mehr wie ein Schluchzen. Vielleicht eine eingesperrte Katze. Plötzlich sehe ich einen Lichtschein in einem Fenster. Und ich habe nicht gezinkert, da bin ich ganz sicher. Da war ein Licht, aber nicht so eins, das man sieht, wenn man sich die Hände hart auf die Augen drückt, sondern ein Aufblitzen im Dunkeln, dann war es wieder verschwunden. Und der Schrei wurde von dem Dunkel verschluckt, wenn du verstehst, was ich meine.

Ich bleibe stehen und blicke zum Gebäude hinüber. In der Ferne höre ich einen dumpfen Knall, als schlage eine schwere Tür zu. Danach Schritte auf dem Kies. Ich drehe mich um, kann aber meine Füße nicht bewegen, als wären sie festgefroren.

Ich werde sterben. Ich weiß, wie es sich anfühlen wird.

Ann, sage ich, und als ich meinen Namen höre, ist es, als würde ich meinen Körper verlassen und mich ansehen.

Komm, Ann, wir gehen, sage ich.

Ja, antwortet Ann, gehen wir. Und ich sehe, wie sich meine Beine in Bewegung setzen, erst sehr langsam, die Stiefel fühlen sich wie Betonklötze an, dann schneller.

Jetzt laufen wir, sage ich zu Ann. Und sie rennt los, stolpert über etwas, vielleicht eine Wurzel, denn sie prallt gegen einen Baum. Stell dir vor, du bist woanders, sage ich. Du sitzt zu Hause auf dem Sofa und redest mit Mama. Sie hat eine Kerze angezündet, auf dem Tisch steht ein Becher mit Kakao.

Ich laufe weiter. Auf einmal höre ich hinter mir ein Geräusch. Als würde jemand im Dunkeln über das Tor klettern.

Zwischen den Bäumen erkenne ich den beleuchteten Weg. Die Laternen tragen graue Mützen aus Dunst, die in der Mitte orange schimmern. Jetzt brauchst du nicht mehr zu laufen, sage ich mit

meiner gewohnten Stimme. Wenn die Stimme so klingt, bin ich im Ann-Raum.

Ist das ein Ort, an dem du ganz du selbst bist?

Ich nenne ihn Ann-Raum.

Ich laufe weiter.

»Hey, hast du etwa Schiss?«

Die Stimme kommt mir bekannt vor, aber ich brauche ein paar Sekunden, um sie zuzuordnen. Ich bleibe stehen und drehe mich um. Vor Streuner muss man jedenfalls keine Angst haben. Eigentlich ist es gut, dass er auftaucht, denn mit einem Mal hat mein Atem sich beruhigt. Das, was mir die Luft abgedrückt hat, verschwindet.

»Ich hab keinen Schiss.«

Er grinst, ist aber genauso kurzatmig wie ich. »Warum rennst du dann, wenn du keine Angst hast?«

»Ich trainiere.«

Aus irgendeinem Grund will mich Streuner in ein Gespräch verwickeln. In der Schule sagt er nie ein Wort zu mir – wenn er denn mal auftaucht.

Auf der Straße nähert sich ein Auto. Die Scheinwerfer gleiten durch die Kurve. Sie sind grell und blenden mich. Streuner steht dicht neben mir.

»Läufst du mir etwa nach?«

Er schüttelt den Kopf. »Muss nach Hause.«

Was vermutlich stimmt. Seine Pflegefamilie wohnt auch am Trollfaret, nicht weit von uns entfernt. Aber deswegen muss ich noch lange nicht mit ihm reden.

»Hast du auch den Trampelpfad genommen?«, frage ich und ärgere mich sofort darüber, dass ich ein Gespräch beginne.

»Welchen Trampelpfad?«

»Den am Fluss entlang.«

Er hat seinen Kapuzenpullover tief in die Stirn gezogen und antwortet nicht.

»Bist du auf der Brücke zur Fabrik gewesen?«

»Was interessiert dich das?«

Soll ich Streuner fragen, ob er den Schrei auch gehört hat? Es gibt niemanden, mit dem ich jetzt weniger Lust hätte zu reden. Ich weiche ein paar Schritte zurück. Er ist kleiner als ich, hat einen krummen Rücken und trägt einen Rucksack, der ihn noch kleiner macht. Sein Körper sieht aus, als hätte man ein paar dünne Zweige notdürftig miteinander verbunden. Als er klein war, ist seine Mutter getötet worden. Sein Vater hat das getan. Als Streuner in unsere Klasse kam, wurde er schräg hinter mich gesetzt. Die ganze Zeit spüre ich seinen Blick in meinem Nacken. Wenn ich mich umwende, dreht er sich weg.

»Warst du mit Helene zusammen?«

Eigentlich geht ihn das nichts an, aber er tut mir auch leid, also nicke ich zur Antwort. Ich weiß, dass er die ganze Zeit an Helene denkt. Worum ich sie nicht gerade beneide.

»Wollt ihr am Wochenende was zusammen machen?«

Jetzt geht er echt zu weit. Schon mal was von Privatleben gehört?

»Vergiss es«, sage ich, aber nicht so, dass es fies klingt. Er tut mir wirklich leid, und das ist ganz schön anstrengend. Ich jogge hinüber zu den Häusern auf der Kuppe des Hügels, als würde ich tatsächlich trainieren, obwohl ich Jeans und eine Hollister-Jacke an habe.

Würde meine Mutter zu denen gehören, die merken, dass ihre Tochter zu spät nach Hause kommt, würde ich sagen: »Ja, ich war bei Helene, und ja, der Akku entlädt sich ständig, ich brauche ein neues iPhone, und ja, ich weiß, wie spät es ist, und ja, ich hab schon Hausaufgaben gemacht – es ist Freitag, da kriegen wir sowieso keine auf –, und ja, ich hab bei Helene gegessen.«

Doch Mama sitzt stumm am Küchentisch und tippt auf ihrem Laptop rum. Sie schaut kaum auf, als ich reinkomme.

»Willst du nicht wissen, wo ich gewesen bin?«, frage ich und höre mich vielleicht ein bisschen frech an.

Sie merkt es nicht. »Warst du nicht bei Helene?«

»Wir waren auf dem Spielplatz.«

»Schön.« Sie tippt weiter.

»Du und Helene?«, fragt sie zerstreut.

»Und Nicolai.«

»Welcher Nicolai?«

»Nicolai Meyer.«

Auf einmal hebt Mama den Kopf und hört auf zu tippen. Sie reißt die Augen auf. »Nicolai Meyer? Sind er und Helene ...?«

Sie hat also gehört, was ich gesagt habe, hat es irgendwie mitbekommen, obwohl sie hundert Kilometer weit entfernt scheint.

»Stell dir vor, er wäre an mir interessiert.«

»An dir? Das meinst du doch nicht im Ernst.«

»Ich meine gar nichts. Hör endlich auf, so viele Fragen zu stellen. Ich hab doch wohl das Recht auf ein wenig Privatleben.«

Ich höre mich furchtbar zickig an.

»Ich bin einfach neugierig.«

Das stimmt. Dass Nicolai Meyer mit uns auf dem Spielplatz war, sorgt dafür, dass sie den Deckel ihres Laptops zuklappt, das Fenster öffnet und sich eine Zigarette anzündet. Und deswegen habe ich ihr es wohl auch erzählt. Mama hat sich immer für Nicolai interessiert, seit wir zusammen in der Grundschule waren. Und dann stellt sie mehrere Fragen über ihn und bildet sich ein, dass er und Helene ein Paar sind. Mama ist mit seinem Vater zur Schule gegangen, oder mit dem Onkel oder mit beiden. Und war sicher mit einem von ihnen zusammen. Ich glaube, mit dem Vater, aber darüber will sie nicht reden. Jeden Herbst checkt sie die öffentlichen Steuerlisten, um sich zu vergewissern, dass sie immer noch die Reichsten in Hammerdal sind.

Als sie keine Fragen mehr hat, bläst sie weiterhin Rauch aus dem Fenster und sieht zu, wie die Schwaden sich auflösen. Ich hebe im Vorbeigehen den Tetrapak mit Wein an. Ein bisschen leichter als heute Morgen, aber nicht sehr. Auch die Küche ist sauber und aufgeräumt, nur auf dem Herd sind noch die Spuren vom gestrigen Essen.

»Hast du eine Zigarette für mich?«

Mit schläfrigem Blick dreht sie sich um, will mir zeigen, dass sie meine Frage nicht ernst nimmt.

»Träum weiter, meine Kleine.«

»Warum denn nicht?«

Sie nimmt die Schachtel vom Tisch und zeigt auf den fetten schwarzen Warnhinweis. »Deshalb.«

»Na und?«

Sie klappt ihren PC wieder auf. »Du bist fünfzehn Jahre alt und musst lernen, Verantwortung für dich selbst zu übernehmen. Es ist dein Leben, Ann-Spatz.«

Sie späht provozierend über ihren Brillenrand hinweg. Sie weiß, dass ich es hasse, so genannt zu werden. Auf so einen blöden Namen kann auch nur sie kommen.

Ich nehme die Frühstücksflocken aus dem Küchenschrank und fülle eine Schale bis zur Hälfte. Habe plötzlich unheimlich Lust, ihr Dinge zu erzählen, die sie hätte wissen sollen. Mama hat keine Ahnung, dass es Victor gibt, und ahnt nicht, dass Helene und ich schon auf seinem Motorrad mitgefahren sind, sogar in einem Höllentempo. Ich überlege mir wirklich, ihr alles zu erzählen. Dass wir mit einem älteren Jungen von einer anderen Schule die Zeit verbringen. Mit jemandem, der alles Mögliche vertickt und konsumiert. Die Zigaretten sind noch das Ungefährlichste.

So sieht mein Leben aus.

Ich liege im Bett und sehe durch die dünne Gardine. Das orangefarbene Licht der Straßenlaternen macht mich ein bisschen traurig. Oh-my-God-Dagny hat ein Foto auf Instagram von sich und Helene gepostet. Sie will unbedingt zeigen, dass sie beste Freundinnen sind. Dabei hat sie keine Ahnung, dass Helene enger mit mir ist. Ich eigentlich auch nicht.

Zwei Freundschaftsanfragen auf Facebook. Die eine stammt von Streuner und versetzt mich nicht gerade in Ekstase. Die andere kommt von jemandem, der sich Roman Warzinsky nennt. Ich klicke das Profil an. Fotograf. Auf dem Profilbild guckt er

direkt in die Kamera. Keine weiteren Informationen. In diesem Moment kommt eine Meldung von Helene. *Wach? Ruf mich an.*

Bestimmt will sie über Victor reden. Sie denkt die ganze Zeit an ihn. Spricht von nichts anderem mehr. Und sie will, dass ich zuhöre. Ich bin gut darin, ein Geheimnis zu bewahren. Neulich hat sie gesagt, sie hätte noch nie eine so gute Freundin gehabt. Und in dem Moment, als ich sie anrufe, ist meine Traurigkeit verflogen.

»Meine Mutter ist total ausgeflippt«, stöhnt sie, »wollte wissen, ob ich irgendwas genommen habe. Ich musste was erfinden.«

»Und was hast du gesagt?«

»Ich hab von dir und Nicolai erzählt. Dass ihr ein Paar seid und Unsinn gemacht habt und ich mich einschalten musste.«

Jetzt bin ich es, die stöhnt. »Musste das sein?«

»Etwas anderes ist mir nicht eingefallen.«

»Hat sie dir geglaubt?«

»Sie wollte deine Mutter anrufen.«

Ich muss lachen. »Und ich hab ihr erzählt, dass *du* mit Nico zusammen bist.«

»Echt?« Sie lacht auch. »Du hast doch nichts von ihm erzählt?«

»Warum sollte ich?«

»Ich dachte, du erzählst deiner Mutter alles.«

»Sie glaubt, dass ich ihr alles erzähle. Deshalb stellt sie auch keine Fragen mehr.«

Was nicht ganz der Wahrheit entspricht, aber das muss Helene nicht wissen.

»Clever.«

Wir reden noch eine Weile miteinander. Vereinbaren, was genau wir sagen werden, damit keine Mutter auf der Welt uns nachweisen kann, dass unsere Versionen nicht übereinstimmen.

Dann geht es um Victor. Vielleicht bin *ich* es, die sie zum Erzählen bringt. Sie fantasiert davon, dass Victor kommt und sie abholt. Sie nimmt nichts mit, steigt einfach auf sein Motorrad. Sie fahren die ganze Nacht. Richtung Süden, über die schwedische Grenze. Sie kann Victor nichts abschlagen, ganz gleich, worum er sie bittet.

Hört sich ziemlich cool an, finde ich. Und ich lache nicht, ob-

wohl der Gedanke, dass Helene abhaut, etwas Lächerliches hat. Kein Mathe mehr. Doch zum nächsten Schwimmtraining müsste sie natürlich wieder da sein.

Übrigens hat sie tatsächlich am Mittwoch die Schule geschwänzt. Ich dachte, sie sei krank gewesen.

»War Victor bei dir zu Hause?«

Sie antwortet nicht. Will, dass ich ihr alles aus der Nase ziehe.

»Die Zwillinge hatten einen langen Tag. Wir hatten das ganze Haus für uns.«

»Und dann?«

»Victor hat gefragt, ob wir es im Wohnzimmer tun.«

»Echt?«

»Aber das wollte ich nicht. Meine Geschwister hätten doch jederzeit nach Hause kommen können.«

»Was habt ihr dann gemacht?«

»Wir sind rauf in mein Zimmer gegangen.«

Ich warte und warte. Endlich redet sie weiter.

»Ich hab die Vorhänge vorgezogen.«

»Klar.«

Wieder verstummt sie.

»Du hast also die Vorhänge vorgezogen. Und Victor ...«

Schweigen. Eigentlich total unnötig.

»Er hat sich aufs Bett gelegt. Und ich stand am Fenster und hab ihn angesehen.«

Ich sehe die beiden vor mir. Aber nicht ganz. Höre an ihrem Atem, dass sie wieder alles vor sich sieht.

»Zieh dich aus«, hat er gesagt.«

»Sonst nichts?«

»Nein, sonst nichts. Es klang gar nicht fordernd, aber irgendwie war es unmöglich, ihm zu widerstehen.«

»Und dann hast du ...«

»Ich glaube, ich muss jetzt schlafen.«

Nein, warte, hätte ich fast gerufen. Nahm mich im letzten Moment zusammen und sagte: »Auf dem Heimweg ist was Unheimliches passiert.«

»Was denn?«

Jetzt habe ich Helenes volle Aufmerksamkeit und genieße es. Laut Helene bin ich eine gute Geschichtenerzählerin. Ich erzähle ihr von dem Schrei auf dem Fabrikgelände, vom Lichtblitz, den Schritten auf dem Kies. Von Streuner, der plötzlich vor mir stand.

Helene liebt alles Unheimliche. Sie lacht und gruselt sich gleichzeitig. Und als sie lacht, stelle ich mir vor, sie läge neben mir im Bett, so nah, dass ich nur meine Hand auszustrecken bräuchte, um ihre Haut zu berühren. Sie ist weich und sehr glatt, nicht ein einziger Pickel, alles makellos und perfekt.

Ich schlafe. Ich träume, dass ich schlafe. Wenn ich träume, bin ich im Ann-Raum. Höre, wie draußen jemand schreit. Eine Katze, die schreit und schreit. Im Traum werde ich wach und stehe auf. Der Tag ist angebrochen, doch richtig hell ist es noch nicht. Graues Licht dringt überall ein, auch in mich. Ich betrachte meinen Arm. Er ist durchsichtig. Doch ich habe keine Angst. Ich gehe raus, um die Katze zu suchen, eile die Straße hinunter. Mama ruft mich, aber ich darf mich auf keinen Fall umdrehen. Ich gehe am Fluss entlang bis zum verriegelten Tor, und plötzlich stehe ich auf dem Vorplatz des Fabrikgebäudes. Mama ruft immer noch. Geh nicht dorthin, Ann. Du musst bei uns bleiben. Ich versuche, ihr zu antworten: Ich komme wieder. Eines Tages werde ich wiederkommen. Doch die Wörter stecken in meiner Kehle fest, und plötzlich spüre ich einen Schmerz, der immer mehr anwächst, bis er mich in Stücke zu reißen droht. So ist es also, zu sterben.

* * *

Dass Mama allen Ernstes glaubt, dass Helene mit Nicolai Meyer zusammen ist, zeigt nur, wie realitätsfremd sie geworden ist. Helene! Das hübscheste Mädchen der ganzen Schule. Ihre dichten braunen Haare glänzen so wie die von Vivian Carter auf dem Cover der aktuellen Vogue – und das ohne Photoshop. Helenes Beine sind ungefähr fünfundzwanzig Zentimeter länger als meine, jedenfalls zusammen, und ihre Beine unheimlich schlank. Mama will mich immer damit trösten, dass ich ihre Oberschenkel geerbt

hätte. Hallo? Soll das etwa ein Trost sein? So streut man Salz in die Wunde. Helene hat Hüften und Brüste, über denen jedes Kleidungsstück perfekt sitzt. Mit ihr zusammen in der Umkleidekabine zu sein, löst Depressionen hoch zehn aus. Andererseits ist das der Beweis, dass sie das mit bester Freundin ernst meint. Alle Mädchen auf der Schule wollen ihre beste Freundin sein. Aber es sind wir beide, die zusammen abhängen, seit sie hierhergezogen ist. Doch ich weigere mich, dieselben Klamotten anzuprobieren.

Nachher sind wir im Einkaufszentrum und kaufen bei Smutthullet einen Frappé. Mit fettarmer Milch für Helene. Ich pfeif auf so was, zähle keine Kalorien, obwohl ich es tun sollte. Helene zeigt mir die Fotos. Sie und Victor. Bei ihr zu Hause. Sie sind nackt und stehen in ihrem Zimmer am Fenster. Er hat seinen Arm um ihre Taille gelegt und mit der freien Hand das Selfie gemacht. Ich versuche, nicht so genau hinzugucken. Als wären solche Fotos das Normalste der Welt. Als könnte genauso gut ich diejenige sein, die Nacktbilder mit ihrem Freund rumschickt. In diesem Moment taucht Nicolai auf, und wir tun so, als müssten wir dringend weiter. Er setzt sich zu uns und zieht seine Ohrstöpsel raus, aus denen die Musik dröhnt, damit wir mitkriegen, dass er Lethal Oxügen oder so was hört.

»Bist du allein?«, fragt Helene, tippt weiter auf ihrem Handy rum und benimmt sich, als wäre ihr das alles total gleichgültig. Dabei hat sie den ganzen Tag auf diesen Augenblick gewartet. Dass wir im Smutthullet sitzen, wenn er auftaucht. Dass er von hinten die Arme um sie legt und sie in den Nacken küsst, wie gestern Abend auf dem Spielplatz. Aber *er* ist nicht Nicolai Meyer. Nico ist nur irgendwie sein Kumpel, der sie miteinander verkuppelt hat, wenn man das so sagen kann.

»Wieso?«, fragt Nicolai und schaut auf seine TAG-Heuer-Uhr. Er hält eine nicht angezündete Zigarette zwischen Daumen und Zeigefinger und will so gerne cool aussehen in seiner brandneuen schwarzen Parajumper-Jacke. Auf seinen Schultern sind lauter Härchen, er kommt direkt vom Friseur, Undercut, schwarz gefärbter Scheitel. Das ganze Jahr lang ist er als Emo rumgelaufen,

Vampirschminke, nur schwarze Klamotten. Jetzt ist er halb Emo, halb irgendwas anderes, aber eigentlich stinkt er nur so vor Geld. Und natürlich könnten wir etwas Anerkennendes sagen, lassen es aber bleiben.

»Er kommt schon noch«, fügt Nicolai mit einem Grinsen in Helenes Richtung hinzu. Er ist seit Anfang an bis über beide Ohren in sie verknallt.

»Von wem redest du?«, fragt Helene und trinkt aus dem leeren Frappé-Glas.

»Alles *smooth*«, antwortet Nicolai, dessen Grinsen breiter wird. Seit zwei Wochen ist er seine Zahnsperre los, und ich muss zugeben, dass sie geholfen hat. Vielleicht sollte ich mir auch eine zulegen. Mama behauptet, schiefe Zähne hätten einen gewissen Charme, gäben einem eine besondere *Note*. Dass ja nicht alle gleich aussehen müssten und so weiter. Manche müssen eben wie Hexen aussehen, oder wie?

»Tja, auf wen warten wir wohl?«, sagt Nicolai mit überlegenem Lächeln und steckt sich die Zigarette zwischen die Lippen. »Vielleicht auf Obama? Oder auf Justin Bieber?«

Helene verdreht die Augen. Bereits vor mindestens vier Jahren hat sie alle Justin-Bieber-Plakate in ihrem Zimmer abgehängt, aber Nicolai reitet immer noch darauf herum. Wahrscheinlich will er uns weismachen, dass er schon im Kindergarten Indie-Rock gehört hat.

Und plötzlich taucht Victor auf. Ich sehe ihn zuerst, Helene muss sich umdrehen. Sie zuckt zusammen und wirft das Glas um, es rollt über die Tischkante. Victor fängt es in der Luft auf und stellt es zurück.

»Etwas früh für einen Whisky, deine Hand fängt schon an zu zittern«, sagt er und wirft einen besorgten Blick auf die Wanduhr.

»Doch nicht Helene«, sagt Nicolai und schaltet seine Musik aus. »Die kann echt was wegstecken.«

Sie wirft ihm einen tödlichen Blick zu, öffnet den Mund, um etwas zu sagen, tötet ihn noch einmal. Sie kann eine ziemliche

Bitch sein, wenn sie es auf jemanden abgesehen hat. Dann funkeln ihre Augen wie dunkelblaue Edelsteine, und sie sieht noch schöner aus – wie die Eisprinzessin in *Die Chroniken von Narnia*. Zu gern würde ich ihre Wangen und ihren langen Hals berühren.

»Was geht ab?«, fragt Victor. »Oder hängt ihr hier nur rum?«

»Ann doch nicht«, versichert Helene und versucht, ihren Zorn runterzuschlucken. »Die erlebt immer spannende Sachen, vor allem, wenn sie alleine ist.«

Und dann plaudert sie alles aus, was ich ihr gestern Abend am Telefon erzählt habe. Mir gefällt die Art nicht, wie sie redet. Sie will mich zwar nicht lächerlich machen, aber sie muss die Jungs mit meiner Geschichte ja auch nicht zum Lachen bringen. Mit dem Schrei in der Fabrik, dem Lichtblitz, den Schritten auf dem Kies und dem verriegelten Tor. Aus ihrem Mund hört sich das total kindisch an, und ich lächle, als wäre alles, was ich ihr gestern erzählt habe, nur ein Spaß gewesen.

»Wie klang dieser Schrei noch mal?«

Ich lache mich krumm und schief, doch Victor wiederholt seine Frage und scheint es wirklich wissen zu wollen. Ich weiß nicht, ob ich ihm eine ernste Antwort geben und riskieren soll, mich noch lächerlicher zu machen.

»Gequält«, antworte ich in einem Ton, der halb ernst, halb ironisch ist. Ich glaube, das funktioniert. »So, als würde jemand gefoltert.«

»Gefoltert?«

»Wer weiß.«

Das Nicolai-Grinsen auf der anderen Seite des Tisches. »Da werden nachts Gefangene verhört, Bro. Echt unheimlich!« Ein gurgelnder Laut dringt aus seiner Kehle, und er verdreht die Augen, sodass man nur das Weiße sieht. »Wahrscheinlich die Russen-Mafia.«

Er gibt sein dämliches Lachen von sich, doch Helene bleibt ernst, weil sie merkt, dass Victor wirklich an der Sache interessiert ist. »Die Fabrik hat Nicos Familie gehört, ehe sie stillgelegt wurde«, erklärt sie.